Vol 1 | Juli 2020

urbant

die Positionierung des Einzelnen zum Ganzen

Privat sein, das geschieht im städtischen Umfeld zunächst einmal innerhalb der eignen vier Wände. Jenseits der Wohnungstür hingegen pulsiert das öffentliche Leben, finden Austausch, Begegnung, ja die Stadt selbst, statt. In der Beziehung der Wohnung zu ihrer Umgebung bildet sich in gewisser Weise das Verhältnis von Nähe und Distanz zu unseren Mitmenschen in der Stadt ab. Jedoch, bei der Differenzierung von Stadt- und Wohnraum greift die Unterscheidung anhand der Kriterien öffentlich oder privat zu kurz. Wohnen wir nicht auch in vielfältigen Gemeinschaften? Sind wir nicht auch außerhalb unserer Wohnung privat? Ist nicht auch das Wohnumfeld, die Stadt, Teil des Ortes, an dem wir wohnen?

Wie positioniert sich also die Wohnung zur Stadt, der Einzelne zum Ganzen?

Zu dieser Frage, wie private und öffentliche Räume in der Stadt zueinander in Beziehung stehen, gesellt sich die Suche nach Gestaltungsmöglichkeiten. In der Parabel von der Gesellschaft der Stachelschweine rückt an einem frostigen Wintertag jedes Tier hin und her, bis alle die erträglichste Position zueinander gefunden haben, in der weder die Kälte zu groß ist noch die Stacheln des Nachbarn zu schmerzhaft sind. Es geht also um das Verhältnis von Nähe und Distanz in unserem Miteinander in der Stadt. Dieses wollen wir untersuchen und Möglichkeiten finden, sich zu bewegen, zu verändern, eine Neupositionierung vorzunehmen. Wie kann gebaute Umwelt ein verändertes Verhältnis zwischen Nähe und Distanz ermöglichen? Und, nicht zuletzt, wie wird diese Vorstellung der gebauten Stadt verhandelt?

Dieser Suche widmet sich die erste Ausgabe des Magazins Urbant

... durch die Betrachtung der Verflechtungen von Bildern und Idealen des Wohnens und der Stadt... anhand einer Untersuchung der Grenzen, Schwellen und Zonen zwischen dem privaten, häuslichem Bereich und dem öffentlichen Raum der Stadt... mittels einer Analyse der Dimensionen von Stadtproduktion und daraus resultierenden Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten... anhand von Interviews mit Akteuren, die die Stadt auf sehr unterschiedliche Weise beeinflussen... durch Gastbeiträge, die Ihren ganz eigenen Blick auf die Stadt wiederspiegeln. Diese Ausgabe soll so Ausgangspunkt für einen Diskurs über Wohn-, Stadt- und Lebensraum sein. Und ein Plädoyer für das Entdecken und Erfinden einer neuen urbanen Praxis des Wohnens.

01 Editorial

04 Index

06 Leitartikel
»Bilder einer Stadt« – Paul Vogt

18 Fotostrecke
»Fasanenhof« – Vivien Staff

26 Interview
»Stadtentwicklungspolitik« – Monika Thomas, BMI

34 Leitartikel
»Zwischen Öffentlich und Privat« – Richard Königsdorfer

44 Fotostrecke
»Stadtrahmen« – Larissa Haas

50 Gastbeitrag
»Stadt ist Werden« – Christian Holl

58 Leitartikel
»Über die Stadtproduktion« – Elif Kälberer

72 Fotostrecke
»Killesberg« – Paul Vogt

80 Interview
»Recht auf Wohnen« – Tom Adler, Die Linke

88 Interview
»Immobilienmarkt« – Thomas Jaissle, ZIA

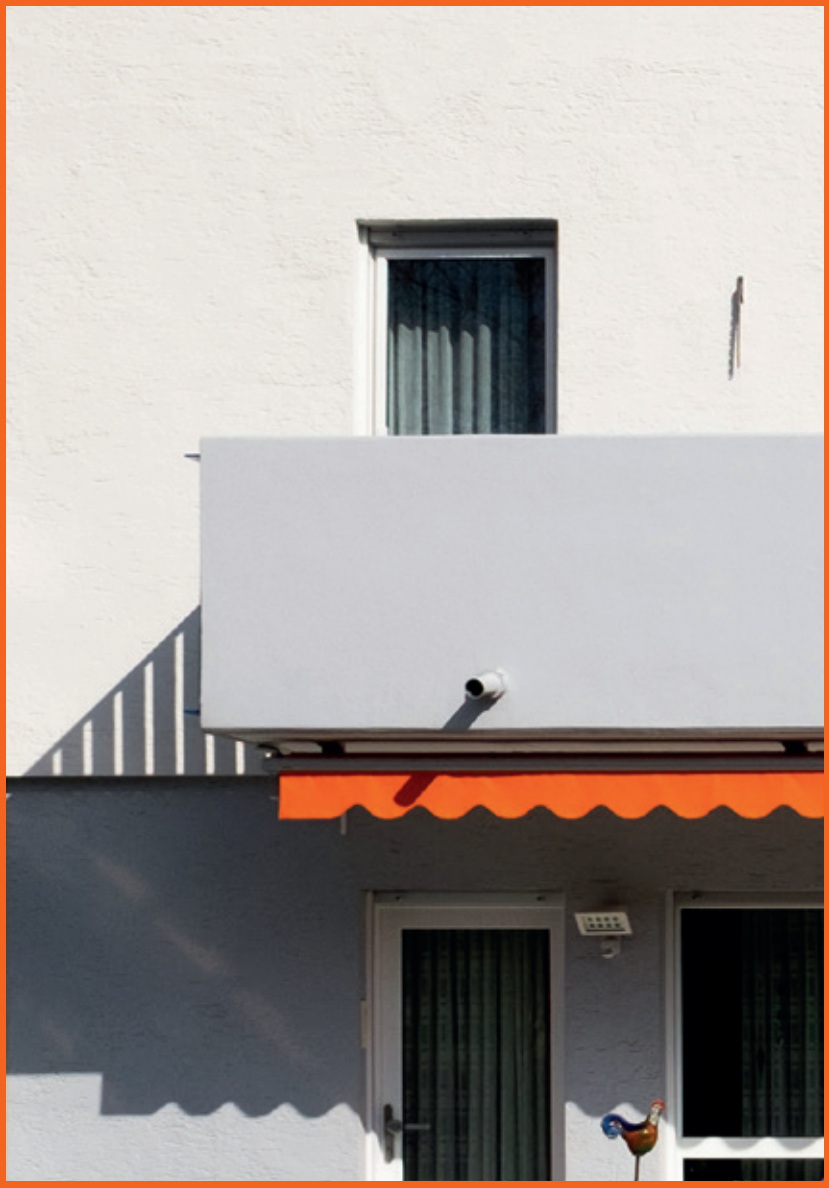
98 Fotostrecke
»Stadtmensch.Stadtraum.« – Sarah Jansen

108 Impressum

BAUZEIT: 1960-67
HAUSTYPEN: REIHENHÄUSER, MEHRFAMILIENHÄUSER (ZEILEN, SCHEIBEN, PUNKTHOCHHÄUSER)
DICHTE: 47 WE/HA (2016)

Die Ideen und Vorstellungen vom »guten Wohnen« wandeln sich im Laufe der Zeit und prägen auch den öffentlichen Stadtraum. Aus der Arbeit »Wohnstätte Stuttgart« zu verschiedenen Wohnsiedlungen im Stuttgarter Raum stammt diese Fotostrecke »Fasanenhof«.

Der Fasanenhof ist als reines Wohngebiet »abseits der Arbeitsstätten« konzipiert, im Fokus standen eine bestmögliche Besonnung der Wohnungen so wie eine Gliederung in der Höhe. Ausgelegt war die Wohnsiedlung hauptsächlich für junge Familien mit Kindern. Rund 30 Jahre nach dem Bezug war die Siedlung, wie andere peripher gelegene Großwohnsiedlungen, mit einer Vielzahl von Problemen konfrontiert, inzwischen hat sich die negative Wanderungsbilanz jedoch wieder gewandelt. Die Kamera wandert zwischen den Zeilen und Punkthochhäusern umher und richtet den Blick auf die zwischen Zukunft und Vergangenheit oszillierende Architektur, auf die Stimmung zwischen Großstadt und Peripherie.



Monika Thomas
BMI

Monika Thomas ist Abteilungsleiterin für Stadtentwicklung, Wohnen und öffentliches Baurecht im Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat. Bevor sie 2017 in die Bundesregierung berufen wurde,war sie fast 14 Jahre lang Stadtbaurätin in Wolfsburg.

PAUL VOGT: In dem Conference Paper zum Bundeskongress für nationale Stadtentwicklungspolitik letztes Jahr in Frankfurt hatten Sie in einem Beitrag einen Ausblick auf die nationale Stadtentwicklungspolitik skizziert. Was dabei besonders meine Aufmerksamkeit geweckt hat, waren die verschiedenen Strategien zur Vermittlung der Ziele der Stadtentwicklung. Gefragt aus der Perspektive eines temporären Projekts: Glauben Sie, dass temporäre Interventionen auch ein Weg sein können, um Ideen der Stadtentwicklung erlebbar zu machen und zu vermitteln?

MONIKA THOMAS: Nun, die Stadtplanung ist ja ein Feld, das den meisten Menschen nicht so leicht zugänglich ist. Wie ein Umfeld aussehen kann, ist eine Thematik, die man erlernen muss und von der viele auch nicht wissen, dass man sie erlernen kann. Es ist daher wichtig, ein Verständnis dafür zu vermitteln, dass gebaute Umwelt nicht einfach nur etwas Zufälliges ist, sondern das oftmals komplexe Planungen dahinter stehen. Temporäre Impulse sind unheimlich spannend um diese Zusammenhänge leicht verständlich runter zu brechen und den Bürgerinnen und Bürgern einen Zugang zu ermöglichen. Diese Projekte entdecken manchmal versteckte Orte, die vorher noch gar nicht als gestaltbarer Raum wahrgenommen wurden und öffnen dadurch Visionen für etwas Neues. Wenn es gelingt solche Räume zugänglich zu machen, wird die Chance ergriffen, Menschen für diese Themen – Was ist eigentlich Städtebau? Was ist Wohnumfeld? – zu sensibilisieren und mitzunehmen.

PAUL VOGT: In der Strategie der nationalen Stadtentwicklungspolitik sind viele Ziele der Stadtentwicklung formuliert. Ist die Hauptaufgabe der Politik, diese Ziele und Grundsätze einer »guten« Stadtentwicklung zu vermitteln und einen breiten gesellschaftlichen Konsens herzustellen, oder geht es eher darum neue Ideen zu entwickeln?

MONIKA THOMAS: Die europäische Stadt ist ja nicht unerforscht. Wir haben viele Indikatoren um zu wissen, wie Stadt gut funktioniert. Beispielsweise das Zusammenwirken der unterschiedlichen Funktionen und des gebauten Raums mit dem öffentlichen Freiraum... Vieles ist bekannt, vieles ließe sich anwenden. Die Herausforderungen liegen darin, dass wir immer wieder, teilweise innerhalb von kürzesten Zeiträumen, enorme Veränderungen erleben. Wenn man beispielsweise die letzten zehn bis fünfzehn Jahre betrachtet, haben wir große Veränderungen innerhalb der Demografie durchlaufen. Auf der einen Seite eine Überalterung der Gesellschaft, gleichzeitig hohe Zuwanderungsraten, wodurch Menschen aus vielfältigen Kulturen zu uns gekommen sind. Also zwei ganz konträre Herausforderungen, die zu bewältigen sind. Dabei haben wir noch vor fünfzehn Jahren schrumpfende Städte geplant und überlegt, wie man mit Resträumen und Brachflächen in der Stadt umgehen könnte. Und jetzt sind wir in einer Situation, in der es nicht genug Wohnfläche in den Städten gibt. Zum anderen spielt natürlich auch das Thema Klima eine große Rolle. Wir müssen uns heute Gedanken machen, wie Städte gegenüber starken Regengüssen oder anderen extremen Wetterereignissen, die in

ihrer Intensität unheimlich zugenommen haben, sichern können. Oder die Frage, wie wir die Städte zu klimatisch ausgewogenen Orten machen und den CO_2-Ausstoß reduzieren. Über das Thema Klima wissen wir viel, die Frage ist, wie kriegen wir das auch wirklich umgesetzt. Gerade in den letzten Jahren sieht man wie sich die gesellschaftlichen Vorstellungen verändern. Beispielsweise wird das Thema Mobilität heute viel freier und offener diskutiert als noch vor 20 Jahren. Sich vorzustellen oder erahnen zu können, in welche Richtung die Entwicklungen dann tatsächlich gehen und was das für den Raum in der Stadt bedeutet, das ist eine große Herausforderung.

PAUL VOGT: Genau wie große gesellschaftliche Veränderungen löst auch das Thema der baulichen Dichte bei vielen Verunsicherung aus. Dabei ist es eigentlich die Grundlage für eine kompakte Stadt der kurzen Wege. Trotzdem stößt die Diskussion bei vielen Bürgerinnen und Bürgern zunächst auf Skepsis. In einer Umfrage geben 70% der Deutschen an, am liebsten in einem Einfamilienhaus wohnen zu wollen, also in einem Umfeld mit geringer baulicher Dichte. Wie muss man also den Dialog über die Ziele der Stadtentwicklung mit der Bürgerschaft führen? Spielt dabei auch das persönliche Wohnen eine Rolle?

MONIKA THOMAS: Ich glaube man muss sich immer bewusst machen, dass es berechtigte Ängste gibt, wenn Menschen etwas ablehnen. Es ist wichtig herauszubekommen, wo diese Ängste liegen und wie sie begründet sind, um dann die Facetten der Möglichkeiten aufzeigen zu können. Dichte ist schon fast zu einem Unwort geworden, da es als Wort immer impliziert, dass es eng wird. Aus der Psychologie wissen wir, dass gerade das Verhältnis von Distanz und Nähe unser Miteinander stark beeinflusst. Und dieses Verhältnis drückt sich natürlich auch in einer Stadt oder in den Wohnformen aus. In dem Bild vom Einfamilienhaus spiegelt sich der Gedanke von möglichst viel Freiheit, Freiraum und ungezwungenen Raumbedingungen wider. Dahinter steht der Wunsch die eigene Wohnung und das Lebensumfeld in seinem Sinne frei zu gestalten und das ist in meinen Augen auch berechtigt. So erklärt sich für mich das Ergebnis so einer Umfrage. Ich bin mir jedoch nicht sicher ob alle, die diesen Wunsch nach einem Einfamilienhaus äußern, dann auch ihr ganzes Leben so wohnen möchten. Ich denke, dass muss man sehr differenziert hinterfragen. Auf der einen Seite bedingen sich solche Wohnwünsche durch die Sozialisierung, also ob man auf dem Land aufgewachsen ist oder schon immer in einer dichten Stadt gelebt hat, andererseits ist es auch eine Frage der unterschiedlichen Lebensphasen. Als Kind habe ich andere Vorstellungen, andere Wohnwünsche als ein Student, eine Familie oder als alleinstehender Erwachsener. Insofern denke ich, dass es für Menschen wichtig ist, herauszufinden was sie wirklich wollen. Die Auseinandersetzung mit dem Wohnumfeld, dem Stadtumfeld, dem Quartier, aber auch mit der eigenen Wohnung und den darin enthaltenen Möglichkeiten. Ich glaube, dass es da noch viel Entwicklungschancen gibt.

PAUL VOGT: Wohnen ist, wie Sie eben schon angesprochen haben, gerade wieder ein sehr großes Thema. Insbesondere der Zuzug in die Städte führt zu einem Ungleichgewicht der Verfügbarkeit von Wohnraum. In Deutschland gibt es Ballungszentren, in denen die Nachfrage sehr stark steigt, und andere Regionen, in denen die Nachfrage gering ist. Kann Stadtentwicklungspolitik da gegensteuern?

MONIKA THOMAS: Ich denke schon, dass es die Aufgabe von Stadtentwicklung ist, innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen Angebote zu schaffen, die auf die Wohnwünsche eine Antwort geben. Wir haben im Moment das Problem, dass es eben nicht genug Wohnraum gibt. Das ist ein Indiz dafür, dass in der Vergangenheit versäumt wurde, die Entwicklung adäquat zu beobachten. Unser Ziel müsste es sein, eine Struktur und einen rechtlichen Rahmen zu schaffen, die solche Auswüchse, dass es mal eng, ja zu eng wird, nicht zulassen. Wir werden nie eine optimale Situation haben, aber wir brauchen mehr Instrumente, um die Balance zwischen Angebot und Nachfrage besser steuern zu können. Der Wohnungsbedarf ist dafür ein Indikator. Man muss sich aber auch die Frage stellen, warum denn an dieser Stelle der Bedarf da ist. Und wie man den Auslöser für die Nachfrage an Wohnraum verlagern kann, damit in anderen Regionen, in denen die Wohnungsnot nicht so groß ist, die Wohnräume, die leer stehen, auch genutzt werden. Also neben der Aufgabe, viel bauen zu müssen, ist auch die Frage der Ansiedlungspolitik bzw. der Angebote in unterschiedlichen Räumen zu behandeln. Und das hängt nicht nur mit dem Wohnungsangebot zusammen, sondern auch damit, wo die Arbeitsplätze sind und wie man diese dezentralisieren kann. In vielen Regionen erleben wir ja gerade eine Situation, in welcher der normale Markt die Nachfrage nicht mehr alleine bewältigen kann. Durch die Knappheit explodieren die Preise, sowohl bei den Baukosten, als auch bei den Mieten. Dabei sind wir mittlerweile in einer Situation, in der wir nicht über Sozialhilfeempfänger reden, sondern über ganze Berufsgruppen, die an bestimmten Orten, auch wenn sie dort einen Arbeitsplatz haben, nicht mehr wohnen können. Das heißt, wir müssen hier Gegenmaßnahmen ergreifen. Ziel in der Sozialen Marktwirtschaft ist es, dass sich die Situation irgendwann auch mit weniger staatlichen Hilfen nivelliert, aber im Moment müssen wir steuernd eingreifen. Zu diesem Zweck gibt es seit Februar eine Grundgesetzänderung, die ermöglicht, dass der Bund wieder Mittel für den sozialen Wohnraum bereit stellt. Ich finde, da ist etwas Großes gelungen. Die Wohnungsversorgung ist in unserem föderalen System eigentlich Aufgabe der Länder, aber wir haben gesehen, dass der soziale Wohnungsbau mehr Unterstützung des Bundes braucht. Der Bundesregierung ist daran gelegen, dass die Mittel auch entsprechend eingesetzt werden und um das zu gewährleisten, bedarf es einer gesetzlichen Grundlage. Mit dieser geschaffenen Grundlage ist jetzt die Möglichkeit gegeben, auch dauerhaft bei großem Bedarf Mittel bereitzustellen. Eine andere Komponente ist das Wohngeld, das neben der Objekt- die Subjektförderung darstellt.

Da die Wohngeldanpassung je nach Bedarf gestaltet werden kann, ist diese Maßnahme kurzfristig wirksam. Aber sie wirkt natürlich nicht im Wohnungsangebot, sondern ist nur ein Ausgleich für eine Belastung.

PAUL VOGT: In der Leipzig Charta ist angemerkt, dass sozialer Wohnungsbau ein Instrument der Stadtplanung ist. Wie wird sichergestellt, dass durch den intensivierten Wohnungsbau, der jetzt umgesetzt werden soll, auch die Ziele einer langfristigen Stadtentwicklung verfolgt werden?

MONIKA THOMAS: Wir wissen, und jetzt komme ich auf die Grundzüge der Leipzig Charta zu sprechen, dass es das Beste für den gesellschaftlichen Zusammenhalt, für eine gute Lebenssituation und eine gute Stadt ist, wenn die Stadt durchmischt ist. Durchmischt mit unterschiedlichen Kulturen, unterschiedlichem Wohnungsangebot und unterschiedlichen Funktionen. Das bedeutet also auch, dass es eine Durchmischung von Wohnungen unterschiedlicher Preisklassen braucht. Mit den Mitteln für geförderten Wohnungsbau haben wir die Möglichkeit, diese Durchmischung wieder zu garantieren und bezahlbaren Wohnraum auch dort einzubringen wo dieser fehlt. Es darf nicht passieren, dass unsere Städte entmischt werden. Denn dann kommen wir in Situationen, die wir am Beispiel von Städten in anderen Ländern beobachten können: Homogene Stadtviertel, in denen der Eine den Anderen nicht kennt. Diese Entwicklung führt auf lange Sicht zu »gated communities« oder ähnlichen Entwicklungen, und das ist nicht unser Bild von Zusammenhalt, von Bewegungsfreiheit, von einer demokratischen Stadt.

PAUL VOGT: Sie hatten erwähnt, dass es das Ziel in der Sozialen Marktwirtschaft ist, auf Dauer keine staatliche Förderung des Wohnungsbaus zu benötigen, da der Markt die Nachfrage nach Wohnraum erfüllen kann. Aber wirken die Prinzipien, die auf dem freien Markt greifen,einer sozialen Durchmischung nicht eher entgegen?

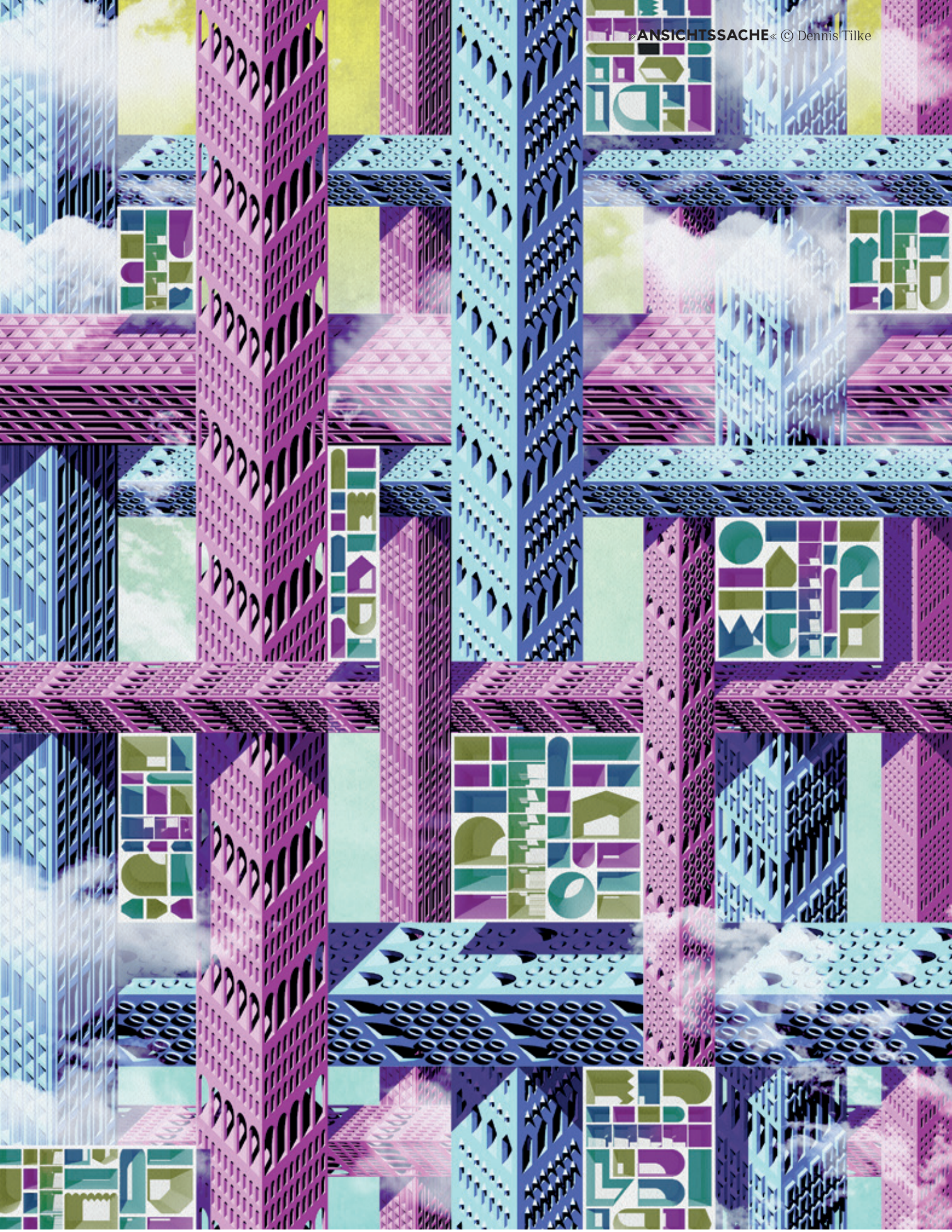
MONIKA THOMAS: Die Antwort darauf ist glaube ich immer schwierig. Die Frage ist: Wer agiert auf dem Wohnungsmarkt? Da gibt es diejenigen, die für sich selbst etwas realisieren, also selbstgenutztes Wohneigentum schaffen oder in ein genossenschaftliches Projekt investieren. Aber es gibt natürlich auch Investoren und Finanzmärkte, die versuchen Immobilien als Renditeobjekt zu sehen. Und immer wenn das überreizt wird, dann kommt es zu einer Situation in der Wohnraum sehr teuer wird, was zu einer Entmischung führen kann. Ich will nicht unterstellen, dass jeder der investiert nur die Rendite im Blick hat. Wir wissen, dass in der Bundesrepublik über 60% der Wohnungen in Privateigentum sind, sich also nicht im Besitz großer wohnwirtschaftlicher Betriebe befinden. Doch gegen die Ausrichtung auf reine Renditeoptimierung braucht es natürlich auch Mittel. In Zusammenhang mit den anderen Maßnahmen zum Wohnen führen wir deshalb gerade Werkstätten mit Städten durch, um zu ermitteln, wie man dem entgegenwirken kann. Daraus resultieren Ergebnisse wie Konzeptvergabe oder Städtebauliche Verträge. Mit diesen Instrumenten können Städte die Veräußerung

von Grundstücken oder das Schaffen von Baurecht auf einer Fläche mit einem Einfluss auf die Nutzung und die Nutzungsmischung kombinieren, um so eine langfristige soziale Stabilität in den Stadtteilen zu schaffen. Darüber hinaus glaube ich, dass alle, die in der Immobilienwirtschaft tätig sind und nachhaltig denken, von sich aus daran interessiert sind, keine monostrukturierten Gebiete entstehen zu lassen. Denn das ist die einzige Garantie für eine langjährige Nachhaltigkeit. Wenn Wohnraum ein Produkt ist, das angeboten wird, ist das genau wie in anderen Bereichen, in denen es Angebote in unterschiedlichen Preisklassen gibt. Alles andere greift eben immer viel zu kurz. Interessant ist doch, dass diese Orte, an denen es eng wird, meistens eine richtig gute soziale Mischung aufweisen. Dort wollen dann alle hin, wodurch sie auch für Entwickler interessant werden und die Preise stark steigen. Das bestätigt an sich die Idee der Europäischen Stadt: Es ist gut zu durchmischen, viele kulturelle Angebote zu haben, vielfältige Angebote der Daseinsvorsorge, gute Mobilitätsangebote, gute Bildungsinfrastrukturen etc. Daher ist es wichtig, das Angebot ausgewogen zu gestalten und den bezahlbaren Wohnraum in unseren Städten sicher zu stellen.

PAUL VOGT: Zum Abschluss würde ich Ihnen gerne noch eine etwas persönlichere Frage stellen: Was bedeutet Wohnen für Sie? Woran machen Sie fest, dass Sie wohnen?

MONIKA THOMAS: Ich finde beim Wohnen sind gute Nachbarschaften wichtig. Ich bin Freund von einem Wohnen, bei dem es Spaß macht, vor der Tür zu wohnen. Ich fand es persönlich immer ganz erschreckend, in Gebäuden zu wohnen, in denen man die Nachbarn nicht kannte. Um den Zusammenhalt, das Sich-Begegnen, zu fördern, ist es wichtig, Räume zu schaffen, um die Leute nach draußen vor die Tür zu locken. Da haben wir im öffentlichen Raum noch erhebliche Defizite. Wir haben bei uns zwar vielleicht nicht das tollste Wetter, aber ich glaube wir könnten das ein oder andere mehr tun, damit man sich beispielsweise nicht auf seine private Terrasse setzt, um ein Buch zu lesen, sondern in den Park. Ich finde auch, dass ein Grünbezug wichtig ist. Gerade in solchen Zeiten in denen viel Baudruck herrscht, kommt das Grün in der Stadt schnell zu kurz. Ich bin überzeugt, dass dieser Bezug etwas Wichtiges für die Seele, für das Wohlbefinden der Menschen ist.

Zwischen Öffentlich und Privat



»Ansichtssache«, Dennis Tilke, 2020

Unser Zusammenleben in den Städten verändert sich rapide. Das ist auch auf rasch fortschreitende technologische Entwicklungen infolge der Digitalisierung zurückzuführen. Verhaltensweisen im Öffentlichen Raum sind davon genauso betroffen, wie unsere Vorstellung von einem privaten Zuhause. Gekannte und gewohnte Grenzen zwischen diesen Bereichen lösen sich auf. Das Öffentliche und das Private werden vermengt.

VOM GRUNDBEDÜRFNIS DER PRIVATSPHÄRE UND DER LUST DES INDIVIDUUMS AN GEMEINSCHAFT

Neue Produktions- und Kommunikationsformen ziehen zunehmend eine Überlagerung von Arbeit und Wohnen nach sich. Die von der Digitalisierung geprägte und sich in einem raschen Wandel befindende Arbeitswelt wird ortsungebundener. Die geschäftliche E-Mail kann vom Büro, der Parkbank, aber auch vom Bett aus versandt werden. Der Bereich des Arbeitens und der private häusliche Bereich verschwimmen. Während damit die Nutzungsanforderungen an den privaten Wohnraum steigen, nimmt dort die Privatsphäre ab.

Indem einst öffentliche Tätigkeiten immer weiter in das Häusliche vordringen, büßt dieses Intimität ein und verliert zunehmend seine Rolle als Rückzugsort. Durch diese Verlagerung verliert der öffentliche Raum an Relevanz, ihm wird Leben entzogen und er kann immer weniger als Ort der Begegnung und des sozialen und kulturellen Austausches dienen. Denn auch die Bereiche der sozialen Kontaktpflege, Erleben, Unterhalten, Spielen, Treffen oder Trainieren, einst im Öffentlichen verortet, sind heute verstärkt in der privaten Wohnung angesiedelt.[1] Die Trennung von Öffentlich und Privat, ein fundamentales Merkmal der bürgerlichen Stadtkultur in Europa,[2] verliert zunehmend seinen Stellenwert. Eine Durchmischung von sozialem Austausch und intimem Rückzugsort setzt ein, wodurch sowohl das öffentliche Leben, als auch die Rückzugsmöglichkeit des Individuums in Gefahr sind.

Im Rückzug liegt allerdings das individuelle Grundbedürfnis des Menschen nach Geborgenheit und Privatsphäre,[3] er ist Gegenpol zu und gleichzeitig unerlässlich für die Lust des Individuums an Gemeinschaft. Das Verlangen nach Interaktion und Gemeinschaftsbildung ist wiederum essenziell für Austausch und Teilhabe, für Diskurs und Mitbestimmung und nicht zuletzt für eine funktionierende Demokratie und den gegenwärtig viel diskutierten gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Um trotz der schnellen, strukturellen Veränderungen eine lebendige und gemeinschaftliche Stadt zu gestalten, müssen wir deshalb grundsätzlich neu über öffentlich und privat genutzten Raum nachdenken. Dabei ist es wichtig, den momentanen Wandel als Chance zu begreifen, ihn als eine potenziell positive Veränderung wahrzunehmen. Für eine den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördernde Stadt sind sowohl Räume des Rückzugs, als auch Flächen des Austauschs und der Gemeinschaft essenziell. Wenn wir uns der Bedeutung der Pole Privat und Öffentlich bewusst werden und dazu bereit sind unser soziales Zusammenleben neu zu formen, können wir zukunftsweisende Räume für das städtische Leben von morgen generieren. Indem wir die Grenzen zwischen Privatsphäre und Gemeinschaft aktiv und durchdacht gestalten, definieren und stärken wir den gemeinsamen Lebensraum Stadt.

Die Trennung von Öffentlich und Privat

Die Aufteilung in öffentlichen und privaten Raum hat ihren Ursprung im antiken Städtebau.[4] In den griechischen Stadtstaaten ist die Unterscheidung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen klar definiert. Die Philosophin Hannah Arendt beschreibt das Private in der Antike als Raum des Haushalts, auch »oikos« genannt, in welchem die menschlichen Bedürfnisse und Lebensnotwendigkeiten große Teile des Zusammenlebens diktierten. Es ist der Raum der Reproduktion, der Familie, der Sklaven, des Inventars und der Arbeit, hier wird gegessen, geschlafen und gewaschen, geboren und gestorben.[5] Dem gegenüber steht die »polis«, der Raum der Politik und des öffentlichen, städtischen Lebens. Diesem wird ein besonderer Stellenwert beigemessen.[6] Wenn im Privaten die Grundlage des Lebens, also die Reproduktion und somit das Überleben gesichert ist, findet die Bürgerschaft hier Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit. Die Sicherstellung der Lebensnotwendigkeiten im Häuslichen ist Bedingung für die Freiheit in der »polis.«[7]

Mit dem Beginn der Neuzeit tritt das Haushalten, also die Reproduktion, in die Öffentlichkeit und lebensnotwendige Funktionen werden kollektiviert. Während die Familie bis ins 14. Jahrhundert als ökonomische Mehr-Generationen-Einheit im bäuerlichen oder handwerklichen

1 Vgl. Benjamin Oeckl, Peak Home. Die Co-Evolution zwischen Haus und Stadt, URL: https://belform.de/blog/peak-home/#more-2916 (Stand: Abrufdatum 18.03.2014). **2** Vgl. Julian Nieder-Rümelin, Philosophie und Stadt, in: Forum Stadt. Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung, 4/2017, S. 366. **3** Vgl. Anne Kaestle, Wer teilt hat mehr, in: Neue Standards. Zehn Thesen zum Wohnen, hg. von Olaf Bahner und Matthias Böttger, Berlin 2017, S. 126. **4** Vgl. Hildegard Schröteler von Brandt, Stadtbau- und Stadtplanungsgeschichte. Basiswissen Architektur, Wiesbaden 2014, S18. **5** Vgl. Hannah Arendt, Der Raum des Öffentlichen und der Bereich des Privaten, in: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, hg. von Jörg Dünne und Stephan Günzel, Frankfurt am Main 2007, S. 420-433.

Kleinbetrieb arbeitet, kommt es nun zur räumlichen Trennung von Arbeiten und Wohnen. In Folge der Industrialisierung gewinnen Fabrik und Kontor an Bedeutung, der Lebensunterhalt wird nicht mehr im Privaten und Häuslichen generiert und die Lebensform der Kernfamilie wird zum gesellschaftlichen Leitbild (siehe auch: Bilder einer Stadt, Seite 11).

Die Abhängigkeit der Einzelnen von der Gemeinschaft wächst und die Öffentlichkeit wird von einer rein politischen zu einer gesellschaftlichen und organisatorischen Angelegenheit. Damit verändert sich auch die Bedeutung des Wohnens. Der Begriff des Interieurs entsteht, das Zuhause wird dekoriert und geschmückt, es wird zum Ort des Wohlfühlens.[8] Hier wollen die Bürgerin und der Bürger unterhalten werden[9] und die Zumutungen und Realitäten der Arbeitswelt hinter sich lassen.[10] Das Häusliche erhält den Zweck des Rückzugsortes, es steht fortan für Privatsphäre und Geborgenheit im Kreis der engen Familie.

Heute ermöglicht die Digitalisierung neue Produktionsformen und Arbeitsweisen. Durch neue Kommunikationsmethoden und digitale Datenübermittlung wird die Arbeit unabhängig vom Ort,[11] ein erneuter struktureller Wandel setzt ein. Sowohl Arbeitsplatz als auch -zeit werden immer flexibler, die Arbeit von Ort und strenger zeitlicher Taktung losgelöst. Die Hotellounge, das Café, die Promenade kann das Büro als festen Arbeitsplatz in gleicher Weise ersetzen, wie es das Wohnzimmer, die Küche oder selbst das Schlafzimmer vermag. Wie einst die Industrielle Revolution bringt die Digitalisierung fundamentale Veränderungen in Bezug auf die gesellschaftliche Interpretation des Wohnens mit sich. Durch das Homeoffice wird auch das Arbeiten wieder Teil des Wohnens, es kehrt, wenn auch in veränderter Form, wieder an seinen Ursprungsort, in das Häusliche zurück.[12]

Von hier aus ermöglichen Instant-Messaging-Dienste und Videotelefonie sowohl geschäftliche wie auch private Kommunikation mit jedem Ort, zu jeder Zeit, visuell und über alle Grenzen hinweg. Die Öffentlichkeit wird damit in die Wohnung geholt, das Zuhause ist nicht länger nur Rückzugsort. Leben und Arbeiten, Privat und Öffentlich verschmelzen miteinander. Das öffentliche Leben wie es seit der Industrialisierung defjniert ist, also der Austausch, die Produktion und die öffentliche Kommunikation, ja selbst die Politik, rücken bis in das Schlafzimmer vor.

Während der Begriff des Wohnens eine zunehmende Anzahl von diversen Aufgaben und Funktionen in sich vereint und damit die Anforderungen an das Wohnen steigen, wird eine Defjnition dessen immer schwieriger. Die Wohnung soll sowohl Rückzugsort,

6 Vgl. Schröteler von Brandt, Stadtbau- und Stadtplanungsgeschichte, S18. **7** Vgl. Arendt, Der Raum des Öffentlichen und der Bereich des Privaten, S. 420-433. **8** Vgl. Niklaus Arn, Home Office. Die Geschichte einer Rückeroberung, https://homeofficeday.files.wordpress.com/2012/06/blog_nikarn.pdf (Stand: Abrufdatum 04.01.2014). **9** Vgl. Walter Benjamin, Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften, Band V.1, Frankfurt a.M. 1492, S. 62. **10** Vgl. Rainer Hofmann, Gnadenlos Privat, in: Neue Standards. Zehn Thesen zum Wohnen, hg. von Olaf Bahner und Matthias Böttger, Berlin 2017, S. 147. **11** Vgl. Arn, Home Office, URL: https://homeofficeday.files.wordpress.com/2012/06/blog_nikarn.pdf (Stand: Abrufdatum 04.01.2014). **12** Vgl. Arn, Home Office, URL: https://homeofficeday.files.wordpress.com/2012/06/blog_nikarn.pdf (Stand: Abrufdatum 04.01.2014).

als auch Begegnungs- und Repräsentationsort sein, hier möchte man sich entspannen und gleichzeitig unterhalten werden. Sie soll Arbeitsplatz sein und gleichzeitig die Grundbedürfnisse Schlafen, Essen und Hygiene in sich vereinen.[13] Offene Wohnungsgrundrisse spiegeln die gewünschte Vielseitigkeit wider, mobile Endgeräte befördern die Vermengung von Arbeit und Freizeit, Privatsphäre und Öffentlichkeit in der Wohnung.

Individualität und Identität

Zwar wohnt der durchschnittliche Stuttgarter auf 34 qm, geschützt durch Mauern, Dreifachverglasung und Schließanlage, die Aufgabe des Ruhepols, also des Rückzugsortes vor den Zumutungen der Welt, kann diese private Zone allerdings trotzdem immer weniger übernehmen. Vielmehr scheint die in der Wohnungstür verkörperte Grenze zwischen privatem und öffentlichem Raum zunehmend zur Barriere für die Gemeinschaftsbildung mit Nachbarschaft und Stadt zu werden. Zu beobachten ist das an immer anonymer werdenden Hausgemeinschaften. Denn durch die Flexibilitätsanforderungen der modernen und globalen Arbeitsrealität, welche immer häufigere Arbeits- und Wohnortswechsel erfordert, wird die persönliche Bindung zu einem Ort geringer und das Zugehörigkeitsgefühl der und des Einzelnen zur Hausgemeinschaft, dem Quartier und der Stadt nimmt ab.[14]

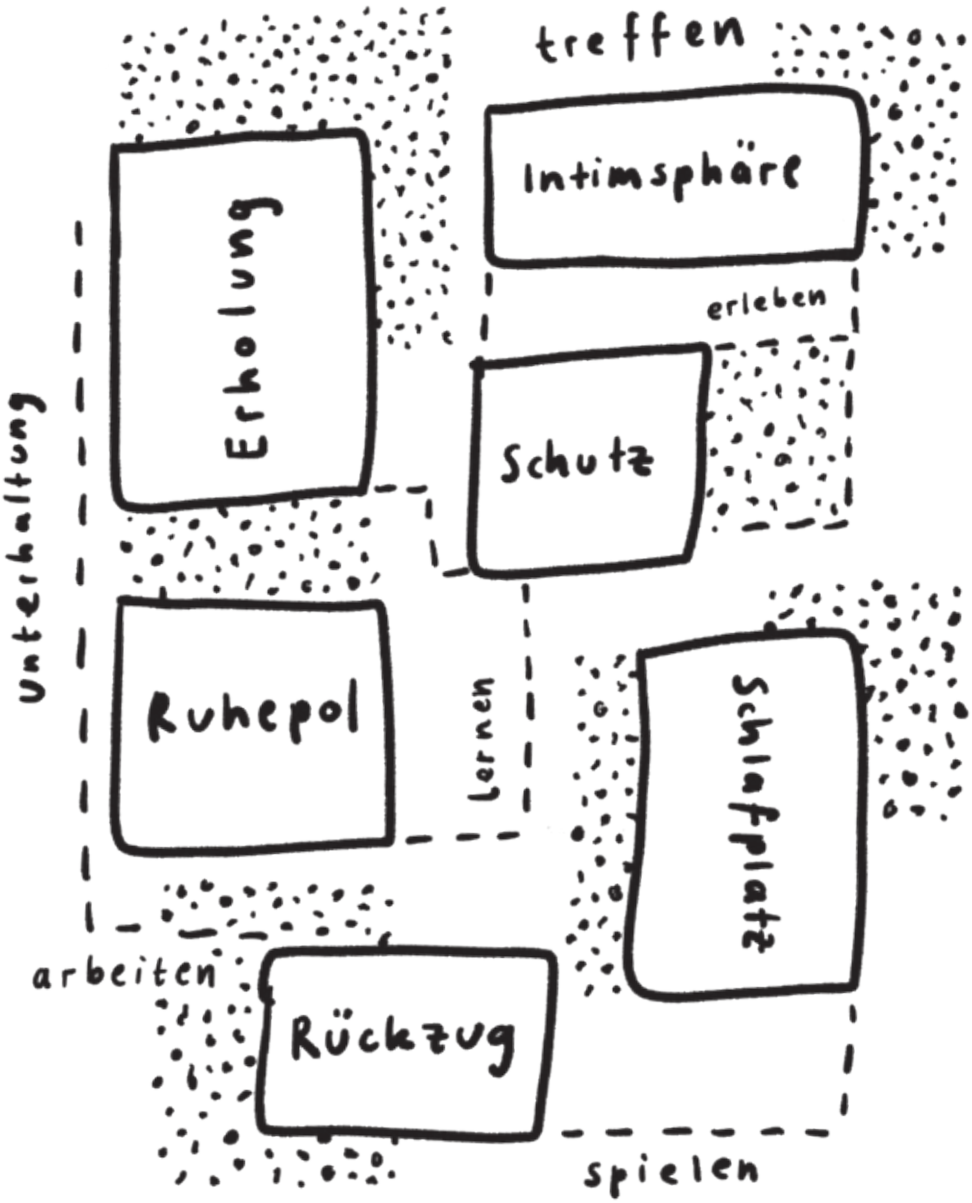
Zudem werden, bezogen auf die Bewohnerzahl, die einzelnen Haushalte hinter der Wohnungstür immer kleiner. In Stuttgart lebt heute in über der Hälfte der Haushalte nur eine Person. Nur ein Fünftel der Wohnungen wird von mehr als zwei Personen bewohnt.[15] Die Wohnform der familiären Mehr-Generationen-Einheit, schon in der Industrialisierung von der Kernfamilie abgelöst, wird heute durch Singlehaushalte ersetzt. Damit nehmen familiäre und soziale Bindungen zum und die Identitätsbildung mit dem Wohnort weiter ab. Wenn nun das Öffentliche auch verstärkt im Privaten stattfinden kann, wird aus der Wohnungstür, welche eigentlich die Intimität schützen sollte, eine Barriere für die Kontaktaufnahme und -pflege mit der Nachbarschaft und eine weitere Hürde für einen Identitätsaufbau mit Umgebung und Quartier. Während die privaten Wohnungen umfassender und freizügiger gestaltet werden, verliert der öffentliche Raum an Bedeutung. Diese Entwicklung ist vor allem in und um Neubauten oft zu beobachten. So wird beispielsweise das Treppenhaus, einst architektonisches Aushängeschild und Ort der Begegnung, auf ein Minimum reduziert und zu einem identitäts- und charakterlosen Nicht-Ort degradiert. Diese anonymen, Aufenthaltsqualität verweigernden Räume stellen zwar Schwellen zum Stadtraum, sicher aber keine Möglichkeitsräume für die nachbarschaftliche Kontaktpflege dar.

Während also die Identität der Bewohner mit dem Ort und der Nachbarschaft durch häufige Umzüge, sich wandelnde Familienverhältnisse und gebaute Grenzen abnimmt, übernimmt das private Zuhause zunehmend Funktionen des öffentlichen Raums. Dies hat zur Folge, dass weniger Kommunikation im Öffentlichen stattfindet, zugleich aber auch die Privatsphäre im Privaten schwindet, die Intimität der Wohnung nachlässt und diese sodann nicht mehr als uneingeschränkter Ort des Rückzugs und der Abgrenzung gelten kann.

Allerdings bildet Individualität, zusammen mit Identität ein dialektisches System zwischen Abgrenzung und Zugehörigkeit. Beides sind essenzielle Grundbedürfnisse.[16] Die sich in ständiger neu zu klärender, zu stabilisierender und zu reflektierender Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit ausdrückende Individualität der Einzelperson steht dem Verlangen nach Einordnung und Zugehörigkeit, der Identität des Individuums gegenüber. In der Identität liegt die Sehnsucht nach Austausch und Teilhabe, welche im besten Fall in Verantwortungsgefühl und Pflichtbewusstsein mündet. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses führt zum Zusammenhalt einer Gruppe, ob Hausgemeinschaft oder Stadtgesellschaft.

Und genau hierin liegt der Schlüssel. Denn will man Zusammenhalt und Gemeinschaft in Nachbarschaft, Quartier und Stadt fördern, muss man Privatsphäre und uneingeschränkten Rückzug im Privaten gewährleisten. Das Private ist Basis für die Gemeinschaft. Gleichzeitig müssen im Umkehrschluss Räume für die Gemeinschaftsbildung angeboten und gestaltet werden.

13 Vgl. Stefan Breit und Detlef Gürtler, Microliving. Urbanes Wohnen im 21. Jahrhundert, Rüschlikon 2019, S.4. **14** Vgl. Albrecht Göschel, Identität, in: Planen, Bauen, Umwelt. Ein Handbuch, hg. von Dietrich Henckel, Kester von Kuczkowski, Petra Lau, Elke Pahl-Weber und Florian Stellmacher, Wiesbaden 2010, S.217. **15** Vgl. URL: https://www.statistik-bw.de/Presse/Pressemitteilungen/2019007 (Stand: Abrufdatum: 04.01.2014). **16** Vgl. Anne Kaestle, Art. Wer teilt hat mehr, in: Neue Standards. Zehn Thesen zum Wohnen, hg. von Olaf Bahner und Matthias Böttger, Berlin 2017, S. 126.



Individualraum Halböffentlicher Raum --- Grenzen / Schwellen

Räume neu denken

Um im Kontext von Beschleunigung, Digitalisierung und Globalisierung einer auf Zusammenhalt basierenden, lebendigen und belebten Stadt Rechnung zu tragen, gilt die Forderung nach privaten Individualräumen und diesen gegenüberstehenden Möglichkeitsräumen. Wenn Privatsphäre und Intimität gesichert sind, lässt die gemeinschaftliche Fläche Aneignung und Teilhabe zu, befördert und motiviert zu Austausch und Kommunikation. Weder Größe noch Umfang sind für einen Schutz und Privatsphäre bietenden Raum entscheidend. Er muss dem Individuum vielmehr die Möglichkeit zum vollkommenen Rückzug, zur uneingeschränkten Intimität und Selbstbestimmung geben. Es ist die Möglichkeit, sich der Gesellschaft zu entziehen, deren Regeln hier auf ein Minimum reduziert sind. Durch die absolute Kontrolle über diesen persönlichen Raum wird ein Sicherheitsgefühl erzeugt. Unabhängigkeit und Freiheit kommen zu ihrem Höhepunkt, das Individuum kann Kraft schöpfen und Motivation zur Beteiligung an der Gemeinschaft generieren. Der aufgezeigte Individualraum beschreibt den unangefochtenen und absoluten Rückzugsort. Wie eine Klosterzelle lässt er den Bewohner zu sich selbst finden und generiert Abstand zur Stadtgemeinschaft.

Karel Teige, tschechischer Theoretiker und Künstler reduziert 1432 in ‚The minimal dwelling" das Apartment auf solch eine individuelle Zelle. Dabei strebt er die Zentralisierung und Kollektivierung der ökonomischen, kulturellen und sozialen Faktoren des Wohnens an. Jede erwachsene Person hat einen Raum, welcher die Funktion des Wohn- und Schlafzimmers vereint. Definiert man diesen Individualraum als das Private, wird die heute übliche Grenze zwischen Öffentlich und Privat neu gezogen. Sie verläuft nicht mehr zwischen herkömmlicher Wohnung und öffentlichem Raum, sondern zwischen Individualraum und Kollektiv. Es ist keine das Wohnen definierende, sondern die Privatsphäre schützende und den Gemeinschafts- und Stadtraum aufspannende Grenze.

Durch die Minimierung der programmatischen Ansprüche an die Individualräume und einer damit einhergehenden, angemessenen Reduktion der privaten Zone gewinnen die gemeinschaftlich genutzten Flächen an Raum und Bedeutung, an Funktion und Aktivität. Während das Individuum zur Teilhabe angeregt wird, können Alltagspflichten geteilt und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugt werden. Das Leben findet verstärkt im Gemeinschaftlichen statt, das Private hat nun die Möglichkeit in das Öffentliche hineinzuwirken. Weil sich die einzelnen Personen in der Gemeinschaft einbringen, wird das Öffentliche individualisiert, wodurch hier das Kollektiv und in ihm das Individuum ablesbar werden. Dem öffentlichen Raum wird in besonderem Maße eine menschliche Note verliehen, er wird divers und auch für Vorübergehende nahbar, die Identität der Bewohnerinnen und Bewohner mit der Stadt wird ersichtlich.

Dafür muss der öffentliche Raum die Aneignung durch das Individuum zulassen, unterstützen und provozieren. Als eine Aneinanderreihung von unterschiedlichsten Zonen und Atmosphären ist dies der Stadtraum, welcher die Individualräume umspült, sortiert und verbindet. Beginnend bei Gemeinschaftsflächen einer Wohngruppe oder eines Hauses zieht er sich, gegliedert durch Schwellen, bis hin zum öffentlichsten Platz. Er bildet häusliche Gemeinschaften, definiert somit gemeinschaftliche Wohnformen und verortet diese im großen städtischen Kontext.

Aus diesem Gedankenspiel ergibt sich das Plädoyer für den Bruch mit den konventionellen Grenzen zwischen Öffentlich und Privat. Für den Bruch mit dem Bild von den Polen des privaten Wohnens, also der Wohnung, und dem öffentlichen Leben, dem Straßenraum, welche sich nur noch scheinbar entgegenstehen. Es ist das Verlangen nach gemeinschaftlichem Leben, welches im Wohnen beginnt. Es ist das Recht auf Rückzug und in gleichem Maße die Lust, die somit gewonnene Individualität im Öffentlichen wirken zu lassen. Es ist die Forderung der Präsenz des Privaten im Öffentlichen, und die Warnung vor zu wenig Privatsphäre und Intimität im Privaten. Es ist die Chance, das Verantwortungsgefühl der Stadtbewohner für die Gemeinschaft zu steigern, das Miteinander zu stärken und sowohl durch individuelle als auch gemeinschaftliche Aneignung eine lebendige Stadt zu gestalten.

ADAPTER

beschäftigt sich mit dem Gestaltungsprozess des urbanen Lebens- und Wohnraums. Ziel des Vereins ist es, neue Ideen des Wohnens in und mit der Stadt zu diskutieren, zu entwickeln und auszuprobieren. Neben der Herausgabe dieses Magazins setzt der Verein verschiedene Aktionen, Workshops und Experimente zum Thema Wohnen und Stadt um und nutzt dabei den temporären Leerstand von Gewerbeflächen. Bei dieser Aktivierung von Raumressourcen soll nicht nur Wohnraum geschaffen, sondern auch die vielschichtigen sozialen Dimensionen des Wohnens untersucht und neue Wege des »Wohnens mit der Stadt« aufgezeigt werden. Unter aktiver Beteiligung von Interessierten, NutzerInnen und EigentümerInnen erarbeitet ADAPTER Konzepte, um aus Leerstand einen Möglichkeitsraum für BewohnerInnen und Nachbarschaft zu machen. Unser Ziel ist es, gemeinsam zu AkteurInnen der Gestaltung und Stadtproduktion zu werden!

Heinrich-Baumann Str. 27
80140 Stuttgart
W adapter-stuttgart.de
M kontakt@adapter-stuttgart.de
IG adapterstuttgart

Elif Kälberer

studierte in Stuttgart Architektur und Stadtplanung. Sie interessiert sich für Plattentektonik und Gleichberechtigung, programmiert und gestaltet diverse Homepages, arbeitete an einer Tankstelle, in Architektur- und Stadtplanungsbüros in Ho-Chi-Minh-Stadt und Stuttgart und ist Mitinitiatorin des Vereins ADAPTER.

Richard Königsdorfer

ist gelernter Industriemechaniker und studierte Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart. Er arbeitete für Greenpeace auf hoher See und für Architekturbüros in Augsburg, London und Stuttgart. Heute ist er als freier Mitarbeiter in einem Stadtplanungsstudio, Lehrbeauftragter an der Hochschule für Technik in Stuttgart und im von ihm mit initiierten Verein ADAPTER tätig.

Paul Vogt

verbrachte einen Freiwilligendienst in Ghana und studierte daraufhin Architektur und Stadtplanung in Stuttgart und Venedig. Er sammelte Erfahrungen bei Architekturprojekten in verschiedenen afrikanischen Ländern, arbeitete in einer Architekturgalerie, an der Universität Stuttgart und in Stuttgarter Architekturbüros und ist Mitinitiator von ADAPTER sowie dem urbant Podcast.

Vivien Staff

ist Kommunikationsdesignerin, Illustratorin und Fotografjn. Nach ihrer Ausbildung zur Grafjkdesignerin studierte sie Visuelle Kommunikation an der Fakultät für Gestaltung in Pforzheim. Seit 2019 arbeitet sie mit Leib und Seele als freiberufliche Designerin für unterschiedlichste Kunden in Stuttgart.

W vivienstaff.com E hello@vivienstaff.com IG @staffienvivi

Diana Tejada

ist Kommunikationsdesignerin und Illustratorin. Nach ihrem Grundstudium in Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart studierte sie Visuelle Kommunikation an der Merz Akademie. Seit 2019 ist sie mit Kopf, Hand und Herz als freiberufliche Designerin für diverse Kunden in Stuttgart tätig.

W ateliertejada.de E diana@ateliertejada.de IG @ateliertejada

Verena Vollath

studierte Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart und, angeregt durch ihre Begeisterung für Lateinamerika, an der Universidad de Valparaiso. Sie arbeitet in einem Stuttgarter Büro an Stadtplanungs- und Architekturprojekten und ist Mitinitiatorin von ADAPTER.

Christiana Weiß

trägt mit dem im Studium eingebrannten Idealismus in Sachen Architektur und Städtebau ihren Teil zu den nächtelangen Debatten im Team bei. Ihr Fokus liegt auf sozialer Architektur, partizipatorische Methoden der Stadtentwicklung und urbanen Kunstinstallationen. Sie arbeitet in der Lehre, im Architekturbüro und im Verein ADAPTER.

Ida Liliom

studiert Journalismus und engagiert sich besonders in dem Verein Queerdenker e.V., der sich für ein offenes und buntes Stuttgart und eine aktive queere Community einsetzt.

Christian Holl

studierte zunächst Kunst, dann Architektur in Aachen, Florenz und Stuttgart. Er gründete mit Ursula Baus und Claudia Siegele 2004 frei04 publizistik, eine Partnerschaftsgesellschaft, die das Online-Magazins Marlowes zu den Themen Architektur und Stadt herausgibt.

W marlowes.de E contact@marlowes.de

Dennis Tilke

ist ein kreativer Kopf, der an der Fakultät Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart studierte. Seine Phantasie und Talent für Darstellung bringt er zum Glück bei Gelegenheit auch im Verein ADAPTER ein.

Bildrechte

Die Bildrechte liegen bei den Urhebern. Die Redaktion hat sich bemüht, alle InhaberInnen von Abbildungsrechten ausfindig zu machen. Personen und Institutionen, die möglicherweise Rechte an verwendeten Abbildungen beanspruchen möchten sich bitte mit der Redaktion in Verbindung setzen.

Danke an!

Wir danken dem Lehrstuhl Stadtplanung und Entwerfen des Städtebau-Instituts unter Leitung von Prof. Dr.-Ing. Martina Baum und dem Institut für Grundlagen moderner Architektur und Entwerfen unter der Leitung von Prof. Dr. phil. Stephan Trüby der Universität Stuttgart, der Urbanen Liga und Leerstand ≠ Stillstand für die Zusammenarbeit, Unterstützung und Kooperation.

Die Publikation dieser Ausgabe wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung der Sto-Stiftung.

Die abgebildeten fotografischen Arbeiten »Stadtrahmen« und »Stadtmensch.Stadtraum.« sind im Rahmen einer Seminarveranstaltung an der Universität Stuttgart, Institut für Darstellen und Gestalten, Werkstatt für Fotografie, unter der Leitung von Boris Miklautsch entstanden.

Herausgeber
ADAPTER e.V.

Magazin
urbant@adapter-stuttgart.de
1. Auflage Juli 2020

Redaktion
Elif Kälberer
Richard Königsdorfer
Paul Vogt

Art Direction
IRMA Kollektiv
Vivien Staff
Diana Tejada

Cover Art
Vivien Staff

Lektorat
Verena Vollath
Christiana Weiß

Druck
Müllerprints.

Papier
LuxoArt samt 116 g
BD glossy 130 g
MultiCard 1S 300 g

Typografie
Cirka
Kollektiv

urbant ist ein Magazin für Menschen die ihre Stadt aktiv mitgestalten wollen. Durch verschiedene Blickwinkel auf Wohnen und Stadt wird das Bewusstsein für das urbane Zusammenleben gefördert.